

»Ich liebe das Risiko. Ich habe es immer geliebt.«

## Im Gespräch: Sigiswald Kuijken

Die Fragen stellte Peter Reichelt

CONCERTO: Würden Sie sagen, dass knapp sechzig Jahre Historische Aufführungspraxis die Scheidemarken zwischen Richtig und Falsch so ziemlich gefestigt haben?

KUIJKEN: Nun ja, es gibt extreme Fälle. Wenn man zum Beispiel eine Bach-Ouvertüre im Tschaikowsky-Sound spielt, kann man natürlich sagen: Das ist falsch. Es wird auch nicht funktionieren. Der Sound kann an sich ja schön sein, aber er passt nicht zu Bach, genauso wenig wie umgekehrt der Bach-Sound zu Tschaikowsky – da würden alle nur lachen. Aber das sind eigentlich absurde Beispiele. Ich möchte überhaupt nicht sagen, dass etwas *so* sein muss und alles andere falsch ist. Dennoch gibt es gewisse Punkte, wo ich wirklich meine, dass es auf die eine Art unmöglich, auf eine andere dagegen besser ist. Nehmen wir nur Mozarts Jupiter-Sinfonie. Wenn da Geigen oder Bässe bei raschen Tonrepetitionen zu sehr auf der Saite kleben oder viel zu vokal agieren, als ob alles melodisch wäre, fehlt die ganze Funktion, die Motorik, und alles wird pappig. Aber es gibt eben Leute, denen der so genannte Klang wichtiger ist als das rhythmische Element. Womit wir wieder beim Geschmack wären. Intelligenz oder Spontaneität – da gibt es ein weites Feld von Möglichkeiten. Diejenigen, die so auf das ›natürliche‹, das ›musikalische‹ oder gar ›musikantische‹ Spiel schwören, werden einem früh vorwerfen, das sei zu intellektuell, zu viel mit dem Kopf musiziert. Ich würde dann eher zu denen gehören, die mit dem Kopf spielen. Kultur fängt dort an, wo die Natur aufhört, und ich finde, dass man eine intelligente Partitur auch intelligent verstehen muss. Eine Jupiter-Sinfonie kann man nicht einfach so abspielen – spontan, von der Energie, wie sie kommt. Das Stück ist dazu viel zu kompliziert und organisiert. Wenn man diese Organisation nicht gesehen hat, ist das schade. In weniger grundsätzlichen Fragen halte ich aber den Geschmacksfaktor für wichtig.

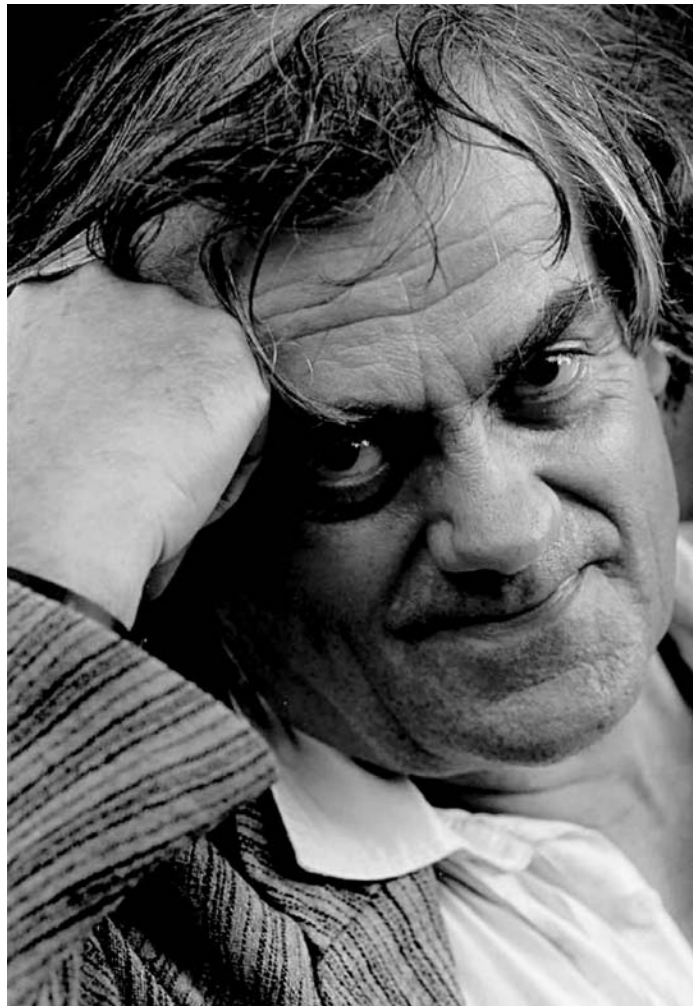
CONCERTO: In der musikalischen Praxis hat sich dieser Faktor immer wieder in gewissen Moden bemerkbar gemacht. Glauben Sie, dass hinter diesem Wandel so etwas wie eine unendliche Perfektibilität der Interpretation steckt?

KUIJKEN: Ich glaube nicht, dass die Evolution Progression ist – nur ständige Änderung, Wellen, die wir nicht einmal organisieren. Wenn ich manchmal alte Aufnahmen von mir höre wie Couperins *Concerts royaux* von 1971, damals noch mit dem ›Ensemble d'instruments anciens‹, da herrschte eine Mode – oder hing es mit den Sternen zusammen, ich weiß es nicht –, dass alles sehr langsam war: die langsamen Sätze extrem und auch die schnellen sehr beherrscht. Wir haben sehr daran geglaubt in dem Moment. Ich weiß noch, wie froh wir über diese Entdeckung waren. Zehn Jahre später denkt man sich: Mein Gott, ist das langsam! Nicht, dass es jetzt besser wäre. Es könnte sein, dass wir in noch einmal zehn Jahren wieder mehr oder weniger darauf zurückkommen. Es ist eine Evolution in Spiralförmigkeit. In einer Spirale kommt man auf einer anderen Ebene immer wieder über oder unter dem Punkt zu stehen, wo man schon einmal war. So denke ich mir die Evolution.

CONCERTO: Sprechen wir von ein paar aktuellen Moden, beispielsweise der zunehmend beliebten Verwendung des Hammerflügels statt des Cembalos in Bühnenwerken. Was halten Sie davon?

KUIJKEN: Secco-Rezitative in Opern finde ich sehr unschön mit dem Hammerklavier. Bis Rossini hinein: Cembalo! Es ist aber nicht von der Hand zu weisen, dass es immerhin möglich war, einen Hammerflügel oder Tangentenflügel zu nehmen. Es gab diese Instrumente. Wir machen das vielleicht viel zu wenig. Aber auch das ist Geschmackssache.

Sigiswald Kuijken (Foto: Saskia Vanderstichele)



CONCERTO: In anderen Belangen sind Sie weniger konzilient. Sechzehnfußregister haben Sie aus Kammerbesetzungen schon länger strikt verboten...

KUIJKEN: Ich habe es früher auch so gemacht: Brandenburgische Konzerte in einfacher Besetzung mit Violone 16'. Jetzt glaube ich gar nicht mehr daran. Das hängt auch mit meiner Wiederentdeckung der Viola da spalla zusammen, die meine Vorstellung vom Klang des Fundaments völlig verändert hat. Nicht nur, dass das Instrument, das wir heute Barockcello nennen, meiner Ansicht nach vor 1720/30 kaum irgendwo in Gebrauch war, die Bassstimmen bei Bach sind auch oft so aktiv, dass es viel zu undeutlich wird, wenn sie im sechzehnfüßigen Gebrumm daherkommen. Ich bin überzeugt, dass alle Concerti von Bach in einfacher Besetzung zu spielen sind und dass bei ihm alles, was ›Violoncello‹ heißt, buchstäblich für das ›Schultercello‹ gedacht ist. Besetzt man dann noch den von Bach häufig verlangte Violone mit einem französischen *basse de violon*, also dem gegenüber unserem heutigen Cello etwas größeren, aber gleich gestimmten 8'-Cello, fällt auch direkt das Bedürfnis nach einem 16'-Register weg, und man erhält einen Klang, der überzeugt.

CONCERTO: Seit einiger Zeit touren Sie mit Bachs Cello-Suiten auf der Viola da spalla. Im Bereich der Blechblasinstrumente haben Sie den Schritt zu Naturtrompeten ohne Grifflöcher gewagt – eine heikle Angelegenheit.